

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Detective Sergeant Seamus Moynihan steht vor dem spektakulärsten Fall seiner Karriere. Er hat drei Mordfälle aufzuklären: Männer im besten Alter, die nackt ans Bett gefesselt wurden und am Gift einer der tödlichsten Schlangen der Welt starben.

Der Killer hinterlässt jedes Mal eine Botschaft am Tatort. Welches Feuer lodert in seinen Adern, dass er seine Opfer auf so archaische Weise brutal zu Tode foltert? Die Schlange als Instrument der Verführung?

Je mehr Moynihan hinter die wahren Beweggründe des Killers blickt, umso gefährlicher wird es auch für ihn selbst.

Mark Sullivan ist Journalist und wurde bereits zweimal für den Pulitzer Prize for Investigative Reporting nominiert. Der Autor lebt nach Stationen in Boston, Agades/Westafrika, Washington D.C. und Vermont heute mit seiner Familie in Montana.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Mark T. Sullivan

TOXIC

Der Biss – Das Feuer – Die Hölle

THRILLER

Aus dem amerikanischen Englisch
von Sonja Schuhmacher
und Thomas Wollermann

FISCHER Taschenbuch

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralverlag.de



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, August 2021

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2003
im Verlag Atria Books, New York unter dem Titel
»The Serpent's Kiss«.

© Copyright 2003 by Mark Sullivan

Die Publikation erfolgte durch die Vermittlung von
Linda Michaels Ltd., International Literary Agents.

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany

ISBN 978-3-596-70095-0

Prolog

Der nackte Mann auf dem Bett lag im Sterben, und er hatte keine Ahnung, weshalb.

Mondlicht sickerte durch die dünnen Vorhänge, die sich am Fenster neben dem Bett bauschten. Er roch das Meer und versuchte stöhnend, seine Gedanken zu sammeln. Doch was ihm durch den Kopf ging, war ohne Logik und Zusammenhang: Die Krone eines frei stehenden Baumes im Dämmerlicht eines Gartens; das zielstrebige Rascheln eines unsichtbaren Tieres, das durch hohes Gras gleitet; der säuerliche Geschmack eines grünen Apfels; die schwüle Atmosphäre nach dem Sex. Fragen stürmten auf ihn ein: Wie heiße ich? Wie bin ich hierher geraten? Warum fließt in meinen Adern auf einmal Feuer statt Blut?

Auf all diese Fragen fand er keine Antwort. Schon eine ganze Stunde lang erreichten sein Bewusstsein nur noch Bruchstücke von Wahrnehmungen. Keine Vergangenheit. Keine Zukunft. Nur zusammenhanglose Momente einer entsetzlichen Gegenwart.

Beispielsweise spürte er, wie sich ein gelber Schleier über seine Augen legte, verschwand und wiederkam, als befände er sich in einem kleinen Boot auf stürmischer See, die Augen voller Salzwasser. Und als könne er nur ab und zu von einem Wellenkamm aus den Horizont erspähen. Seine Zähne klapperten. Die Finger, die Zehen und die Kopfhaut juckten und schmerzten. Sein linker Oberschenkel und seine rechte Armbeuge fühlten sich geschwollen an, hohl und straff, und das Blut pochte darin, dass er meinte, die Haut müsse aufplatzen. Unregelmäßiger Pulsschlag hallte in seinen Ohren wider.

Mit einem Mal setzte sein Atemreflex aus. Nun wur-

de jeder Atemzug zu harter Arbeit. Mühsam musste er die Brust aufblähen und Luft einsaugen. Ein marternder Druck baute sich in seinem Schädel auf, direkt hinter den Augäpfeln. Schrei, dachte er. Schrei, damit jemand kommt und dir hilft.

Aber er brachte nur ein hilfloses, rasselndes Geräusch heraus. Er spürte, wie sein Herz stockte, zögerte, dann wieder schlug, wie ein stotternder Motor, der mit schlechtem Treibstoff kämpft.

Wasser, dachte er. Ich brauche Wasser. Er versuchte, die Hände zum Mund zu führen, um irgendwie seine Zunge beiseite zu schieben, damit er etwas schlucken konnte, aber es gelang ihm nicht; seine Handgelenke schienen hinter seinem Kopf festgebunden. Auch die Beine konnte er nicht bewegen.

Einen Moment lang wurde er ohnmächtig. Dann fuhr ihm ein gewaltiger Stich durch den Brustkasten und peitschte ihn ans Ufer des Bewusstseins zurück. Atmen, atmen.

Nun konnte er kaum noch etwas sehen. Das ganze Zimmer, das Bett, die Decke, die Vorhänge und das Mondlicht verschwammen in einer schmutzig gelben Brühe.

Mit einem Mal spürte er, dass da etwas war in dieser Flüssigkeit, ein schemenhafter Umriss, der in seine Richtung schwamm. Die Schattenform schien zu leuchten, sie trug eine Kapuze und wirkte irgendwie erotisch. Ein Höhlengeruch wie nach vermoderndem Holz schien ihr zu entströmen. Dazu ein trockenes, rasselndes Geräusch.

»Hilfe«, brachte er mühsam hervor.

Der Schatten beugte sich über ihn. Eine Stimme kam wie durch eine meterdicke Wasserwand zu ihm: »Ich werde dir helfen: Markus, Kapitel sechzehn ...«

Die Stimme sprach weiter, doch der Mann achtete nicht mehr auf die unverständlichen Worte. Seine Aufmerksamkeit wurde jetzt von einem Gewicht gefesselt, das plötz-

lich auf seiner Brust lastete, kühl, glatt und sich windend, und die Stimme, die aus der Flüssigkeit zu ihm drang, war nur noch wie ein Gesang aus der Ferne.

Etwas Schartiges bohrte sich in seinen Kinnansatz. Flüssiges Feuer ergoss sich in seinen Körper. Er krampfte sich zusammen, rang nach Luft, und seinem verlöschenden Geist erschien eine letzte Vision: Gewitterblitze zuckten über einen Nachthimmel. Zikaden sangen. Eulen schrien. Bedrohlich krochen Wolken über den Horizont, er erwartete sie auf einer Felsklippe in einem Wald aus Buscheichen, Kiefern und Kudzu. Die Regentropfen wurden dicker und dunkler, dann verwandelten sie sich in Hagelkörner. Der Eisregen verdichtete sich zu einem Wirbel, der ihn ins Wanken brachte und von seinem Felsausguck riss. Taumelnd stürzte er in eine schwarze, brodelnde flüssige Tiefe.

1

Dreißig Stunden später, morgens um Viertel vor acht, zogen Wolken vom Pazifik landeinwärts, grau wie Tahitiperlen, getrieben von einem eisigen, unermüdlichen Wind, der die Wellen niederdrückte und an den Klippen nagte. Ein ungewöhnlich unfreundliches Wetter für einen Landstrich, der ansonsten vom Klima verwöhnt ist. Aber an diesem Morgen des 1. April, einem Samstag, war es kalt in La Jolla, Kalifornien. Hätte jemand Mary Aboubacar gefragt, ein Zimmermädchen, das erst kürzlich aus Kenia eingewandert war, so hätte sie sogar ohne Zögern gesagt, es sei eiskalt.

Mary bibberte, sah den aufgewühlten Ozean tief unter ihr und kehrte dem Wind den Rücken. Die hoch gewachsene Frau war Ende zwanzig und hatte eine Haut wie die Farbe von cremigem Mokka. Sie schlug den Kragen ihrer Jacke hoch und griff nach dem Eimer mit dem Putzzeug. Dann setzte sie ihren Weg durch das üppig bewachsene Areal eines Apartmentkomplexes fort, der den einfalllosen, aber treffenden Namen »Sea View Villas« trug. In der Anlage wohnten die Forscher und Laboranten, die mit Zeitverträgen in der boomenden Biotechnologie-Industrie von San Diego arbeiteten und sich hier monatsweise für 2000 Dollar einmieteten. Für Wäsche und Putzfrau waren 400 Dollar extra fällig.

Marys Chef hatte sie um sechs Uhr morgens angerufen und sie gebeten einzuspringen, weil sich die Samstagsputzfrau krankgemeldet hatte. Für Mary war es schon die zweite Extraschicht, und sie hatte noch sieben Objekte vor sich.

Sie stemmte sich gegen den Wind. Der betonierte Weg

bog zu Gebäude Nummer fünf ab, einem dreistöckigen Bau, der sie an eine Botschaft in Nairobi erinnerte. Weiß verputzte Wände, verzierte Holztüren und ein Dach in der Farbe des roten Lehms, wie es ihn in dem Hochland gab, wo sie aufgewachsen war.

Mary setzte den Eimer an der Treppe ab und machte einem Mann Platz, der die letzten Treppenstufen herunterhastete. Die Einwohner von Sea View sahen alle irgendwie gleich aus: Jung, reich und immer in Eile, und sie wohnten hier nur so kurz, dass Mary ihre anfängliche Gewohnheit aufgegeben hatte, sie zu grüßen. Dennoch registrierte sie, dass es ein Weißer war und sie ihn noch nie zuvor gesehen hatte. Und er kam ihr aufgeregt vor. Mit einem burgunderroten Lederkoffer verschwand er Richtung Parkplatz.

Mary rieb sich den Rücken, nahm ihren Eimer wieder auf und ging in den zweiten Stock hinauf zu ihrem ersten Objekt. Sie klingelte, wartete eine Weile, klingelte noch einmal. Als ihr niemand antwortete, drückte sie die Klinke herunter und öffnete die Tür einen Spaltbreit. »Der Reinigungsservice«, rief sie mit ihrer singenden Stimme. »Niemand zu Hause?«

Mary stieß die Tür ganz auf. Mit zögernden Schritten trat sie ein, knipste das Licht an und erfasste den großen Wohnraum mit einem Blick. Das war eine Luxuswohnung mit freier Aussicht und Möbeln in Sonderausstattung. Gläserne Schwebetüren führten auf einen Balkon mit Meerblick. Die Vorhänge mit dem Fischgrätenmuster waren zugezogen. Cremeweißer Teppich. Couchtisch mit Glasplatte, Ledersofa und Zweiercouch vor Fernseher und Stereoanlage. Die Küchenzeile hinter einem Tresen komplett in Edelstahl.

Die Wohnung sah aus, als sei sie gerade sauber gemacht worden. Nirgends eine Zeitung. Kein Geschirr im Abwaschbecken. Der Teppich frisch gesaugt. Es roch nach Putzmittel.

Mary zog einen Zettel aus der Tasche und verglich ihre hingekritzelten Notizen mit der Nummer an der Außentür – *Haus fünf, Wohnung neun*. Sie zuckte die Schultern und freute sich über ihr Glück. Dieses Objekt konnte sie als erledigt eintragen, ohne einen Finger krumm gemacht zu haben.

Sie war schon drauf und dran, zu ihrem kleinen Pausenversteck draußen an der Klippe zu gehen, um dort in Ruhe eine Zigarette zu rauchen, als sie zur Sicherheit doch noch einen Blick auf den Rest der Wohnung werfen wollte. Sie ging durch den Flur, wo eine gerahmte Fotografie der Coronado vorgelagerten Inseln bei Sonnenuntergang hing. Als sie auf dem Teppich vor der verschlossenen Tür des Schlafzimmers rotes Kerzenwachs sah, runzelte sie die Stirn. Ein übler Geruch stieg ihr in die Nase, und sie hielt einen Moment inne. Offenbar war der jetzige Mieter – sie kannte nicht einmal seinen Namen – auf der Toilette gewesen, als sie an der Tür geklingelt und gerufen hatte.

Sie klopfte. »Hallo?« Da sie nichts hörte, drückte sie die Klinke herunter und öffnete die Tür. Ein heftiger Windstoß schlug ihr durchs offene Fenster entgegen. Mary warf einen Blick in das Schlafzimmer und sprang entsetzt zurück.

»Ebola!«, schrie sie und rannte über den Flur zur Haustür. »Ebola!«

2

Etwa fünfundzwanzig Kilometer entfernt, auf einem Baseballplatz in North Park, in einem bedeutend schmuckloseren Teil von San Diego, erlebte Jimmy Moynihan zu dieser Stunde sein erstes Golgatha.

Das erste Inning war gerade vorbei, und Jimmy lag drei zu null hinter dem besten Hitter der League zurück, einem Brocken namens Rafael Quintana, gerade einmal zwölf Jahre alt, dessen Schultern vermuten ließen, dass ihn sein alter Herr mit testosteronfördernder Kraftnahrung voll stopfte.

»Los, Jimbo, zeig's ihm«, rief ich ihm vom Zaun am rechten Spielfeldrand zu. »Ich will ›Strike‹ hören.«

Jimmy sah durch seine Brille an mir vorbei. In Gedanken ganz woanders, spielte er hinter seinem Rücken mit dem Ball. Er war unsicher. Schlecht für einen Pitcher. Ganz ähnlich wie ich im Alter von zehn war er ein langer, schmaler Kerl mit Sommersprossen, dichtem schwarzem Haar und einer mächtigen Zahnsperre im Mund. Und genau wie ich war er mit einem überraschend starken Arm und flüssigen Bewegungen gesegnet. Aber ich habe in vielen Jahren gelernt, dass es Tage gibt, an denen man in Form ist, und solche, an denen einem nichts gelingt, und an diesem feuchtkalten Morgen sah es so aus, als würde mein einziger Sprössling rein gar nichts zustande bringen.

Er holte zum Wurf aus. Ich schickte ein stummes Gebet zum Gott der Little League. Jimmy servierte den Ball wie auf dem Silberteller, eine Idealvorlage, hüfthoch. Rafael pulverisierte ihn. Das ergab drei Runs. Und ich fühlte mich wie der Typ, dem Paul Newman in *Butch Cassidy und Sundance Kid* in die Eier tritt.

Ich war auf einen Tränenausbruch von Jimmy gefasst, wie er normal ist bei einem Kind, das was auf den Deckel bekommt. Aber in seinen Augen blitzte nur Zorn auf, und er trat gegen das Mal.

»Was sagst du dazu?«, fragte Don Stetson, mein Assistententrainer, ein zäher Kerl, der mich vergötterte, weil ich vor Urzeiten, vor vielen, vielen Monden, einmal in den Major Leagues Pitcher gewesen war. Allerdings nur neunzehn Spiele lang.

»Dass wir Rafaels Geburtsurkunde überprüfen sollten, vielleicht ist er alt genug, mit uns nach dem Spiel ein paar Coronas zu kippen. Ein, zwei Bluttests wären vielleicht auch angesagt.«

»Unsinn, Shay«, meinte Don. »Die machen uns gerade platt.«

»Das sehe ich auch. Mist, wie ich das hasse«, erwiderte ich, trat aufs Spielfeld und rief: »*Time!*«

Ich lief über das Feld zu Jimmy, der immer noch mit dem Fuß das Mal bearbeitete. Er würdigte mich keines Blickes.

»Das ist in die Hose gegangen«, sagte ich und nickte zum Zaun am linken Spielfeldrand.

»Mir geht's prima, alles bestens«, antwortete Jimmy. »Lass mich weitermachen.«

»Früher oder später kriegt jeder mal eins aufs Dach.«

»Du nicht.«

»Es gibt noch vieles, was du über deinen Alten lernen musst.«

»Das sagt Mom auch immer.«

»Kluge Frau, deine Mom.«

»Sie meint das nicht nett.«

»Sieh mal an«, antwortete ich. »Jetzt schick Lawton rein und übernimm seinen Posten im Rightfield. Und mach mir Ehre da draußen. Aufgegeben wird nicht, klar?«

Er blickte zu mir auf und antwortete sarkastisch: »Aufgegeben wird nicht. Schön, Dad, ich werd's mir merken.«

Er drückte mir den Ball in die Hand, drehte sich um und rannte nach links. Ich sah ihm nach, schüttelte den Kopf und ging zur Trainerbank zurück. Jungs haben es wirklich nicht leicht: Gerade mal zehn Jahre sind sie auf dieser Erde, da müssen sie schon lernen, dass das Leben eine harte Sache ist.

Von den Stehplätzen aus sah uns meine Exfrau Fay zu. Selbst in ausgefransten Shorts und einem alten Sweatshirt sah sie noch umwerfend aus. Rotblondes, sonnendurchflutetes Haar fiel ihr wild über die Schultern, umrahmte sommersprossige Wangen, eine Adlernase und Lippen, die sich halb spöttisch, halb bestürzt kräuselten, als ob sie alleine die grausame Ironie des Lebens zu würdigen wüsste. Aber es waren ihre Opalauge, die mich packten – die mich schon immer gepackt hatten –, diese rauchigen Augen, mit denen sie mich mühelos durchschauen konnte. Was ungefähr die Hälfte unseres Problems ausmachte.

Sie schaute mich an, und ich zuckte mit den Schultern. Sie lächelte mir nicht zu, sondern hob nur die Augenbrauen und wandte sich ihrem neuesten Kerl zu. Der hieß Walter Patterson, stand auf Gartenarbeit und selbst gebackenes Brot, trommelte, ging zu Lyriklesungen und war für lange Strandspaziergänge zu haben – die übrige Zeit rackerte er sich als Chefarzt in der Notaufnahme des Universitätsklinikums von San Diego ab, dem größten Krankenhaus im County.

Walter hatte regelmäßige Arbeitszeiten, versäumte nie eine Verabredung, brach nie ein Versprechen, lief nicht anderen Frauen hinterher, spielte nie verrückt und überließ es Fay, die Grenzen ihrer Beziehung zu bestimmen. Das ist wahrscheinlich sein größtes Plus, dachte ich und wandte mich wieder dem Spiel zu.

Jimmy war als Nächster am Schlag. Da meldete sich der Piepser an meinem Gürtel.

»Mist«, sagte ich, als ich die Nummer sah. Ich zog mein

Handy heraus und ging hinter die Trainerbank. »Das ist hoffentlich nichts Unangenehmes. Mein Kleiner ist gleich dran.«

»Tut mir Leid, Sergeant«, meldete sich die glockenhelle Stimme von Lieutenant Anna Cleary, der Diensthabenden. »Wir haben eine Leiche. Der Sheriff hat Mondanzüge für die Besichtigung geordert.«

»Mondanzüge?«

»Die Streife sagt, es könnte eine bakteriologische Verseuchung vorliegen. Rogers will nichts riskieren. Der Arzt auch nicht.«

»Klingt prickelnd.«

»Hab ich mir gedacht, dass es was für Sie ist.«

»Sie sind immer so nett zu den Mühseligen und Beladenen, Anna«, sagte ich.

»Nur zu Ihnen, Shay«, erwiderte sie.

»Wo?«

»Sea View Villas, La Jolla.«

»Tod unter den Schönen, Superreichen und Dompteuren der DNA«, meinte ich, schaltete das Handy aus und kam wieder hinter der Trainerbank hervor, um Jimmy an der Homeplate zu sehen. Als er sich fertig machte, sah er mich mit diesem »Bitte geh nicht weg«-Blick an, mit dem ich in den letzten vier Jahren zu leben gelernt hatte. Ich fumelte meine Dienstmarke heraus. Bei ihrem Anblick stieg wieder die Wut in ihm hoch, und er wandte sich ab. Das Gewicht der ganzen Welt lag in seinem Schlag, und in meinem Bauch breitete sich das bekannte hohle Gefühl aus, das mich immer packt, wenn ich ihn allein lassen muss.